

die Wolfskehl immer wieder bewegten, gehört das Schicksal des Königs Saul. Für den Sammelband »Vom Judentum«, hrsg. vom Verein Jüdischer Hochschüler Bar Kochba in Prag, verfaßte Karl Wolfskehl 1913 den Einleitungsaufsatz »Das jüdische Geheimnis«. Auch ist es nicht uninteressant, festzustellen, daß Wolfskehl die Bal-four Deklaration mit Bewegung aufnahm. Ein wenig zu kurz kommt freilich darüber die Reserve, die er später bei dem Gedenken an eine eventuelle Übersiedlung nach Erez Israel empfand. Mit dem Fortschreiten der Jahre wurde es ihm klar, daß es ihm nicht gegeben war, sich in Hebräisch zu artikulieren; nicht das Mandatsgebiet Palästina, sondern Neuseeland nahm ihn auf. Niemals überwand er sein Verbanntsein. Die Worte, die er sich aufs Grab setzen ließ, »Exul Poeta«,¹ verraten seine tiefe Bindung an das Land, aus dem er kam und von dem er sich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges noch immer verstoßen fühlte. Vergeblich hatte er gehofft, daß Deutschland, daß seine Wahlheimat München, ihn zurückrufen würde. Von den Bemühungen, Karl Wolfskehl die Rückkehr nach Deutschland oder wenigstens in die Schweiz zu ermöglichen, berichtet der Katalog in eindrucksvollen Zeugnissen. Wie sich Karl Wolfskehl in den letzten Lebensjahren verstand, wird in dem Brief an Kurt Maria Frener vom 13. 9. 1946 deutlich (Kat. Nr. 485). Schlösser gibt dieser Nummer den Titel »Absage an die Heimat«. In diesem Brief heißt es: »Mehr, und mit größerem Recht wie früher, nenne ich, der Jude, der deutsche Dichter Karl Wolfskehl, mich einen Bürger der Welt, Sohn unseres Planeten.« Aber eben in diesen Worten der Absage und den folgenden der bitteren Enttäuschung wird doch auch seine tiefe und unaufhebbare Bindung an Deutschland spürbar. Daß das Werk Karl Wolfskehls als Beispiel für das Gelingen, aber auch die Grenzen der deutsch-jüdischen Symbiose angeführt werden darf, macht die Dokumentation dieses Kataloges deutlich. Das ist nicht ihr geringstes Verdienst.

W. E.

¹ Dichter in Verbannung.

ARTHUR HERTZBERG: »Ein Land, das ich dir zeigen werde.« In: Christlich-Jüdisches Forum, hrsg. von Prof. Dr. H. van Oyen und Dr. L. Ehrlich, April 1970, Nr. 42, S. 1–20 [s. u. S. 149].

Der sehr instruktive Artikel von Arthur Hertzberg, Professor für Geschichte an der Columbia University, New York, ist in acht Abschnitte gegliedert, an deren Überschriften Anliegen und Darstellungsbezüge sehr gut deutlich werden: Einzigartigkeit des Staates Israel, Göttliche Verheißung, Ununterbrochene Anwesenheit von Juden im Lande Israel, Jerusalem die Heilige Stadt, Einwanderung vom 13. bis 19. Jahrhundert, Der moderne Zionismus, Juden und Araber, Palästina als Problem der Ethik. Der Artikel, dessen deutsche Fassung wir einer guten und flüssigen Übersetzung von Frau Dr. L. Kaufmann danken, ist die Wiedergabe eines Referates, welches der Verfasser auf der 2. Konsultationssitzung zwischen Vertretern des Judentums und dem Weltrat der Kirchen Ende Mai vorigen Jahres in Genf gehalten hat.

Was die Abschnittsüberschriften ankündigen, hält die Ausführung: Hertzberg bietet eine Kurzfassung einer ganzen Reihe wichtigster Fragen, wobei die gestraffte Darstellung ebenso anspricht wie die Klarheit, in welcher die verschiedenen Seiten des Verhandelten ans Licht kommen. Es wird nichts verheimlicht, die Sprache ist offen,

die Situationsanalyse treffend – und das alles auch dort, wo »die andere Seite« (nämlich jene der arabischen Interessen) vorgestellt wird.

Werden Christentum und christliche Kirchen im Grunde durch alle behandelten Themen hindurch, meist mehr indirekt und in vornehmer Zurückhaltung – aber doch unübersehbar – in ihre Verantwortung gerufen, so stellt der Abschnitt »Göttliche Verheißung« doch die theologische Problematik gleichsam in Konzentration vor. Und hier ist das Terrain, auf dem die Antwort nicht ausbleiben darf – weil sie nämlich gegeben werden kann und muß! *Kann nämlich christliche Theologie bei einer Vielzahl gestellter Fragen darauf verweisen, daß eine wirkmächtige Antwort außerhalb ihrer Kompetenzen liege oder mindestens in solche hineingreife, so läßt sich das von dem, was ureigenste Sache der Theologie ist, eben nicht – entschuldigend – in Anspruch nehmen, ohne daß man sich dem berechtigten Vorwurf erneuter Unglaubwürdigkeit aussetzen müßte.* Stehen nun Gottes-Worte (man möchte sagen und fragen zugleich: *des selben* Gottes Worte; Ausruf- und Fragezeichen miteinander) aus dem Alten und aus dem Neuen Bund gegeneinander? Oder stehen nur Konsequenzen aus alt- und neutestamentlichem Denken gegeneinander – und welche? Oder stehen nur Konsequenzen späteren, christlichen, abgeleiteten Denkens und Empfindens (!) gegen Gottes Wort im Alten Testament? Hier liegen die konkreten Fragen, die sich dem theologischen Denken heute stellen. Man wird den Versuch wagen müssen, *im Heute* zu einer Antwort zu kommen. Auch wenn sie – selbstverständlich – überholbar ist.

O. K.

GUIDO KISCH: Erasmus' Stellung zu Juden und Judentum. Tübingen 1969. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 39 Seiten.

War Erasmus ein Judenfeind? Mit Recht beginnt Guido Kisch seine Monographie mit der bekannten Maxime »Erasmus mihi amicus, sed magis amica veritas«, denn in dieser unwiderlegbaren Dokumentation wird, aller Erasmusverehrung zum Trotz, eindeutig bewiesen, daß der große Humanist aus Amsterdam den Juden nicht nur unfreundlich gesinnt war, sondern ihnen gegenüber des öfteren krassen Haß bekundete. So schrieb er zum Beispiel am 11. August 1519 an den Kölner Dominikanerprior Jakob Hochstraten:

»Nichts anderes wird bei Reuchlin behandelt, als daß die Juden kein Unrecht erleiden sollen. Wozu denn so viel Geist darauf verwenden, die Juden verhaßt zu machen? Gibt es jemand unter uns, der diese Gattung Menschen nicht schon genug verwünscht? Wenn es christlich ist, die Juden zu hassen, sind wir dann nicht alle Christen im Übermaß?«

Ähnlich äußerte er sich in Freiburg am 1. April 1531: »Unter dem Deckmantel der Verteidigung des Glaubens wird die Welt mit Raub erfüllt. Spanien hat viele geheime Juden, Deutschland sehr viele, die von Natur aus oder durch Kriege geübt der Räuberei zuneigen. Dieses Gesindel wird erst Deutschland und dann den übrigen Erdkreis überschwemmen.« Doch genug dieser Beispiele, deren Kisch ein rundes Dutzend bringt. Da es so gut wie feststeht, daß Erasmus keinen wesentlichen Kontakt mit Juden pflegte, noch, wie Luther, Missionshoffnungen hegte, die dann in bitterer Enttäuschung endeten, um schließlich in Gehässigkeit umzuschlagen, fragt Kisch mit

Recht, was wohl die Wurzeln dieses Antijudaismus gewesen waren. Da Motive persönlicher Art ausscheiden, liegt die Vermutung nahe, daß diese Gefühle des Mannes, der sich zeitlebens als »orthodoxer Katholik« betrachtete, ihren Nährboden in der Kirche fanden, mit deren Theologen und Würdenträgern Erasmus von Jugend auf eng befreundet war. Wie viele seiner Briefe bezeugen, war für ihn »Judentum« identisch mit »Pharisäertum« – im Zerrbild der kirchlichen Anschauung, die leider bis heute noch da und dort weiterlebt –, also als Inbegriff des geistlosen Formalismus, des »tötenden Buchstabens«, der minuziösen Beobachtung inhaltsleerer gewordenen, veralteter Zeremonien.

Im berühmten Schriftenstreit stand Erasmus eindeutig auf Reuchlins Seite und prangerte den Konvertiten Pfefferkorn als »Pestkorn« an: »Er hätte doch nur völlig Jude bleiben sollen, oder wie er an seiner Vorhaut beschnitten sei, auch an seiner Zunge und beiden Händen beschnitten werden sollen...« Dennoch wurde Reuchlins Sache, in der Verteidigung jüdischen Wissens und jüdischer Literatur, nie ganz zum Anliegen von Erasmus. Ob sein Mißerfolg beim Studium der hebräischen Sprache – »ista hebraica«, also »dieses Hebräisch« nennt er es abfällig – einer der Gründe seiner Verachtung für die Juden war, bleibt eine offene Frage für Psychologen und Historiker. Auf alle Fälle gibt er schon 1504, also zwei Jahre vor dem Erscheinen von Reuchlins hebräischem Lehrbuch, zu: »Ich hatte auch begonnen, Hebräisch zu lernen, aber durch die Fremdartigkeit der Sprache abgeschreckt, habe ich es aufgegeben, auch weil weder Alter noch Begabung des Menschen zur Aneignung von vielerlei Dingen in gleicher Weise zu genügen vermögen.«

Daß er das, was er im Original weder lesen noch verstehen konnte, dennoch bis zum Marcionismus hassen konnte, beweist eine Stelle aus seinem Brief an Johannes Caesarius vom 3. November 1517:

»Ich würde es vorziehen, sogar das ganze Alte Testament vernichten, als wegen der Judenbücher die Eintracht der Christenheit stören zu lassen...«

Diese kurze Schrift von Guido Kisch muß heute gelesen werden, um endlich einmal zu verstehen, wie weit, wie tief und wie lange die kollektive Verteufelung der Juden sogar in den führenden Kreisen der Kirche vorherrschen konnte.

Pinchas Lapide, Jerusalem/Köln

PINCHAS E. LAPIDE: Jesus in Israel. (Wahrheit und Wagnis – Eine Schriftenreihe herausgegeben von Fritz Mybes.) Übersetzung aus dem Englischen von Ursula Bohn. Mit einem Vorwort von Heinz Kremers. Gladbeck 1970. Schriftenmissions-Verlag. 108 Seiten.

Pinchas E. Lapide ist Gelehrter, Diplomat und Politiker im Staatsdienst in einem. So ist er seit 1965 stellvertretender Leiter des Staatlichen Presseamtes in Israel; im Juli 1970 wurde er vom Internationalen Schutzverband Deutschsprachiger Schriftsteller in Zürich als Israel-Vertreter in den Vorstand gewählt. Seit 1951 ist der Lebensweg des 1922 in Kanada Geborenen gekennzeichnet von wichtigen Funktionen zumeist *vermittelnder* Art, die ihm übertragen wurden. – Diese wenigen Worte »zur Person« sollen nachdrücklich deutlich machen, daß wir es bei den Äußerungen von Pinchas E. Lapide nicht mit irgendeiner Stimme aus Israel, auch nicht mit der bloßen Privatmeinung eines Gelehrten, zu tun haben. Aufmerksamkeit und Verantwortungsbewußtsein sind daher in ganz besonderer Weise auf den Plan gerufen. Die nach allen Darstellungen,

Berichten und Auskünften überaus sympathische Persönlichkeit der Verfassers erlaubt es gewiß, um der Gemeinsamkeit der Zukunft von Juden und Christen willen zuweilen auch kritische Gedanken zu äußern, wo dies geboten erscheint.

Das Büchlein gliedert sich zunächst einmal in drei Teile, deren erster unter der Überschrift »Jesus in der israelischen Literatur« steht (Seite 13–35; dieser Abschnitt ist also bedeutend länger, als die im Inhaltsverzeichnis verdruckte Seitenzahl auf den ersten Blick annehmen läßt). Dieser erste Teil besticht durch eine knappe und überaus klare Darlegung, deren Ertrag der christliche Leser – gerade bei aller Unterschiedlichkeit von Auffassungen und Beurteilungen – nur mit größter Dankbarkeit sich vergegenwärtigen kann. Selbstverständlich: der wirklich denkende und gebildete christliche Leser erwartet nicht, daß der jüdische Gelehrte, Philosoph, Schriftsteller oder Künstler zum guten Ende eben doch in den für das christliche Denken typisch gewordenen Glaubens- und (oder) Bekenntnisformen über Person, Gestalt und Werk Jesu von Nazareth rede. Mehr als nur das: es läßt sich bezweifeln, ob der Jude dem Christen gerade heute damit einen guten Dienst erweisen würde! Für den denkenden Christen kann es niemals darum gehen, den Juden »vereinnahmen« zu wollen. Allerdings: umgekehrt wird dasselbe gelten müssen. Hier also möchte man einen Mann wie Pinchas Lapide ermutigen – vielleicht mehr, als er selbst dies für möglich hält! Eben aus diesem Grunde ist aber, und das sei schon zum ersten Teil kritisch vermerkt, wirklich nicht recht zu verstehen, warum der Verfasser diesen so gut und ansprechend geschriebenen Abschnitt mit einer eigenartig anmutenden Bemerkung über einige moderne christliche Theologen (er nennt Bonhoeffer, Tillich, Ebeling und Bultmann) beenden zu müssen meint (S. 35).

Sehr sachlich-offen und (deswegen!) überaus sympathisch wirkt der zweite Teil des Büchleins, der in der Einleitung von Lapide unter der Überschrift »Die Ökumene in Jerusalem« vorgestellt wird (S. 12); diese Formulierung scheint uns glücklicher als jene in der Ausführung, bei der von »Ökumenismus« die Rede ist (vgl. S. 6 und 36). Doch das sind Kleinigkeiten. Die dahinterstehende Wirklichkeit ist ebenso erfreulich wie zukunfts-bedeutsam. Dabei sollte man die Arbeit von Pinchas Lapide, der bescheiden hinter die Sache tritt, für die er sich doch mit allen Kräften so persönlich einsetzt, mit besonderer Anerkennung bedenken.

Der dritte Teil ist gewiß der ungleich schwierigste: »Eines Israeli Einführung in das Christentum«, so lautet seine Überschrift. Auch hier möchte man den Verfasser zunächst einmal da ermutigen, wo er selbst es vielleicht am wenigsten erwartet: in einer »offiziellen« Unterweisung für (vor allem wohl junge) Israeli im Rahmen von Volkshochschulen und Erwachsenenbildung soll die bisherige Geschichte des Christentums mit aller nur wünschenswerten Klarheit als das gezeigt werden, was sie war und ist. Darin könnte gerade ein wesentlicher Faktor weltöffentlicher Meinungsbildung zum Zuge kommen, welcher jenen Christen aller Konfessionen, die sich um eine wesentliche Verchristlichung dieses überkommenen Christentums bemühen, letztlich nur helfen kann. Der nicht ganz Unerfahrene spürt an vielen, anscheinend unbedeutenden Stellen dieses Abschnitts die Treffsicherheit des Diplomaten und Gelehrten Lapide, der weiß, wo treibende Faktoren sich verbergen und wie sie sich der Erfassung und dem tieferen Erkennen entziehen. Auch hier ist seine schonungslose Offenheit, sei sie nun wirklich für jeden Leser offen oder wenig-